

ANGUS DONALD

# Der Häutler



Weltbild

## Die wahre, faszinierende, dunkle Geschichte von Robin Hood

England im 13. Jahrhundert. Das Land kämpft innerlich noch immer mit dem Streit zwischen Normannen und Sachsen sowie dem Kampf zwischen Reich und Arm. Die Umstände erfordern es, dass der junge Alan Dale zu einem Dieb wird, um sich und seine Mutter durchs Leben zu bringen, doch eines Tages wird er erwischt. Bevor er seine Hand oder gar sein Leben verlieren kann, gelingt ihm die Flucht, doch da man ihn erkannt hat, muss er mit einer ewigen Jagd rechnen und so sorgt seine Mutter dafür, dass er sich der Gruppe Geächteter um den legendären Robin Hood anschließt. Zunächst als eine Art Diener bei diesem tätig, findet der berüchtigte Outlaw bald heraus, dass der junge Alan eine hervorragende Singstimme hat und lässt ihn daraufhin nicht nur zu einem Krieger, sondern auch zu einem Barden ausbilden. Denn Bardene können an allen Adelshöfen auftreten und dabei erstaunlich leicht wichtige Informationen sammeln, die für deren eigentlichen Auftraggeber – in diesem Fall Robin – mehr als nützlich sein könnten.

Ein historischer Abenteuerroman voller Tempo, Blut und Leidenschaft – für alle, die mal wieder lesen wollen wie früher: atemlos, versunken und mit klopfendem Herzen ...

### Robin Hood-Saga

1. Der Barde
2. Der Kreuzfahrer

Angus Donald

# Der Barde

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Volk

## **Weltbild**

## **Der Autor**

Der britische Autor Angus Donald wurde 1965 als Sohn eines Diplomaten in China geboren, wo er zunächst auch aufwuchs. Beide Elternteile stammen vom ritterlichen Hochadel ab, so dass ihm sein Interesse für Geschichte quasi in die Wiege gelegt wurde. Seine Ausbildung machte er am Marlborough College und an der Universität von Edinburgh in der britischen Heimat.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Outlaw.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-  
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Angus Donald

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH  
& Co. KG, München

Übersetzung: Katharina Volk

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-783-7

Für meine liebe Frau Mary, die alles möglich macht

# Kapitel 1

Dünner, säuerlicher Regen fällt auf den Obstgarten vor meinem Fenster, doch ich danke Gott dafür. In diesen mageren Zeiten gibt er mir einen Grund, ein Feuer in meiner Kammer zu unterhalten – ein paar kleine Flammen, die meine Knochen wärmen, während ich im letzten Licht eines kühlen Novembertags diese Zeilen niederschreibe.

Meine Schwiegertochter Marie, die diesen Haushalt führt, geizt unnötig am Feuerholz. Das Gut gehört mir, es ist mein Eigentum wie auch die Ländereien darum herum, und wir könnten hier ein gutes Auskommen, ja bescheidenen Reichtum erwirtschaften, wenn wir nur ein, zwei starke Männer für die Arbeit hätten. Doch seit mein Sohn Rob im vergangenen Jahr an der Ruhr verstorben ist, hat ein gewisser Überdruß sich meiner ganz bemächtigt und mir jegliches Streben geraubt.

Obwohl ich, dem Herrn sei Dank, noch gesund und recht gut bei Kräften bin, ist es jeden Morgen ein Kampf, sich vom Lager zu erheben und die täglichen Pflichten anzugehen. Und Marie ist bitter geworden seit Robs Tod, wortkarg und knauserig. Deshalb gibt es bei Tage kein Feuer in den Zimmern, außer es regnet; Fleisch höchstens einmal in der Woche; und Gebete für seine Seele jeden Tag, morgens und abends. In meinem tristen Seelenzustand bringe ich nicht den Willen auf, mich ihr zu widersetzen.

Sonntags spricht Marie überhaupt nicht, sie sitzt nur den ganzen Tag lang in der großen, kalten Halle und gedenkt der Leiden Unseres Herrn. Dann gehe ich mit meinem Enkel Alan, der nach mir benannt ist, hinaus in die Wälder am äußersten Rand meiner Ländereien, wo er den Gesetzlosen spielt, während ich ihm etwas vorsinge und ihm Geschichten aus meiner Jugend erzähle: von meinen Jahren als Geächteter, einer Zeit, da ich die Männer des Königs ebenso wenig fürchtete wie einen Sheriff oder Forstmann, da ich tat, was mir gefiel, mir nahm, was ich wollte, und keinen Regeln gehorchte außer denen meines gesetzlosen Meisters – Robert Odo, dem Herrn von Sherwood.

Die Kälte setzt mir jetzt mit fast sechzig Jahren viel mehr zu als damals, als ich ein junger Mann war, und das feuchte Wetter auch; meine alten

Wunden schmerzen fast den ganzen Winter hindurch. Während ich zusehe, wie der graue Regen auf meine Obstbäume herabrieselt, ziehe ich fröstelnd meinen pelzgefütterten Rock fester um mich, meine linke Hand streift unter dem Ärmel nach oben über die sehnigen Muskeln des rechten Unterarms und findet wie von selbst den Weg zu der langen, tiefen Narbe eines Schwerthiebs; ich streiche mit den Fingern über die harte, glatte Furche und denke zurück an die große Schlacht, bei der ich dieses Abzeichen erworben habe.

Ich lag auf dem Rücken im blutigen Matsch, halb blind von Schweiß und behindert von meinem Helm, der durch einen Schlag nach vorn gerutscht war; mein Schwert hielt ich zittrig über mich, ein schwacher Versuch, mich zu schützen, während ich nach Luft ringend am Boden lag. Der riesige Schwertkämpfer ragte in seinem grauen Kettenpanzer über mir auf und hieb nach meinem rechten Arm. Die Zeit kroch so langsam dahin – ich konnte den weiten Schwung seiner Waffe beobachten und den Ausdruck erbitterten Zorns auf seinem Gesicht sehen. Ich spürte, wie seine Klinge durch mein gepolstertes Wams in meinen rechten Arm fuhr, und dann, wie aus dem Nichts, kam Robins Schwert, beinahe zu spät, und wehrte den Streich halbwegs ab, ehe meinem Arm Schlimmeres geschehen konnte.

Später verband Robin eigenhändig meine Wunde; schmutzig und verschwitzt und selbst blutig im Gesicht, grinste er mich an, während ich vor Schmerz stöhnte. Er sprach zu mir – und diese Worte werde ich nie vergessen, solange ich lebe: »Anscheinend will Gott diese Hand unbedingt haben, Alan. Aber ich habe sie Ihm schon drei Mal verweigert, und Er soll sie nie bekommen, solange ich noch ein Quentchen Kraft habe.«

Es war meine rechte Hand, die er damals gerettet hat, und mit dieser Hand will ich meine Schuld bei ihm begleichen. Wenn unser Herr Jesus es mir erlaubt, werde ich mit diesem Werkzeug Robins Geschichte niederschreiben und die meine. Ich will der Welt die Wahrheit über den grausamen Gesetzlosen darlegen, die Wahrheit über den Dieb, den Mörder und zärtlichen Liebhaber, den siegreichen Baron und Kommandanten einer Armee und schließlich den großen Edelmann, der einen König von England an einem Tisch in Runnymede zwang, sich



dem Willen des Volkes zu beugen; die Geschichte eines Mannes, den ich schlicht als Robin Hood kannte.

Jeder in unserem Dorf wusste, dass Robin kommen würde. Seit der Lehnsmann im vergangenen Winter gestorben war, hatte im Dorf so etwas wie ständige Festtagslaune geherrscht: Es gab keine Autorität, niemanden, der die Leute zwingen konnte, auf den Ländereien des Herrn zu arbeiten, und nachdem sie ihr eigenes Stückchen Land bestellt hatten, genossen die Dorfbewohner ihre freie Zeit. Die Taverne war den ganzen Tag lang voller Menschen und summtte vom Gerede über Robins Heldenstücke, Abenteuer und Greuelthaten. Doch nur wenig davon entsprach der Wahrheit, und echte Neuigkeiten über ihn gab es kaum: Es hieß nur, dass er bei Sonnenuntergang eintreffen und in dieser Nacht in der Kirche Hof halten würde, wo jeder ihm sein Anliegen vortragen konnte.

Ich stand buchstäblich über all dem Lärm und Getümmel, denn ich versteckte mich auf dem Heuboden über dem Stall hinter der Hütte meiner Mutter, wo ich mir eine gemütliche Höhle im Stroh gebaut hatte. Ich war dreizehn Sommer alt, auf meiner Stirn prangte eine pochende Beule so groß wie eine Walnuss, auf meiner Wange ein tiefer Schnitt, meine Nase blutete, und ich begegnete dem Grauen, das ich empfand, mit einer gewaltigen Dosis unendlicher Langeweile. Am Nachmittag war ich keuchend und zerschlagen in Mutters Haus gestolpert, nachdem ich den rauhen Händen des Gesetzes entwischt und gut ein Dutzend Meilen weit querfeldein von Nottingham bis nach Hause gerannt war. Seitdem versteckte ich mich hier.

Wir waren arm, fast mittellos, und nachdem ich meine Mutter einmal zu oft vor Erschöpfung hatte weinen sehen, weil sie nach einem ganzen Tag mühsamen Holz sammeln und -verkaufens wieder einmal kaum das Essen für uns zusammenkratzen konnte, beschloss ich, zum Dieb zu werden – genauer gesagt, zum Beutelschneider: Ich durchtrennte die Lederbänder, mit denen die Männer ihre Beutel am Gürtel befestigten, mit einem kleinen Messer, das ich so scharf hielt wie eine Rasierklinge, und neun von zehn meiner Opfer bemerkten gar nichts, bis ich gut zwanzig Schritte von ihnen entfernt war und mich im Gedränge der

vielen Menschen auf dem Marktplatz von Nottingham verlor. Wenn ich dann mit einer Handvoll Silbergeld zu meiner Mutter heimkam, fragte sie nicht lang, woher ich es hatte, sondern lächelte und küsste mich und eilte davon, um Essen zu kaufen. Und obwohl es die bittere Not war, die mich dazu brachte, mein täglich Brot von anderen zu stehlen, stellte ich fest, Gott vergebe mir, dass ich gut darin war und dass es mir gar Spaß machte. Ich liebte das Jagdfieber, wenn ich einem beleibten Kaufmann durch das Gedränge am Markttag folgte, so still wie sein eigener Schatten, ihn dann wie zufällig hart anrempelte, darauf ein schneller Schnitt, und weg war ich, bevor der Mann merkte, dass sein Beutel fehlte.

Doch an jenem Tag war ich töricht gewesen und hatte versucht, an einem Marktstand eine Pastete zu stehlen – eine köstliche Rinderpastete mit goldener Kruste, so groß wie meine beiden Fäuste zusammen. Ich war hungrig gewesen wie immer, aber auch zu übermütig.

Es war ein Trick, den ich früher schon angewandt hatte: Ich stand hinter einer fetten Wirtin, welche die Waren an dem Stand prüfte und über die Preise murrte. Unauffällig warf ich einen kleinen Stein nach dem Händler am nächsten Stand – soweit ich mich erinnern kann, hielt er Käse feil. Ich traf ihn schmerzhaft am Ohr, und während der darauf folgenden lautstarken Anschuldigungen, die zwischen den Händlern hin und her flogen, riss ich die Pastete vom Brett, stopfte sie in mein offenes Säckel und schlenderte von dannen.

Doch der Lehrling des Pastetenbäckers, der sich hinter dem Karren erleichtert hatte, trat gerade in dem Augenblick hervor, als ich mein Abendessen an mich nahm, und schrie: »He!«

Alle drehten sich um. Dann hieß es »Haltet den Dieb!« und »Schnappt ihn euch!«, während ich mich wie ein wild gewordener Aal durch das Gedränge wand, bis mich – krach! – irgendein Tölpel, der sich unbedingt einmischen musste, mit der Keule an der Stirn traf. Dann packte mich ein zufällig vorbeigehender Waffenknecht am Schlafittchen. Er schmetterte mir zweimal die kettengepanzerter Faust ins Gesicht, und meine Knie gaben nach.

Als ich gleich darauf wieder zu mir kam, lag ich inmitten einer aufgebrachten Menschenmenge am Boden. Über mir ragte der Soldat

auf, der einen schwarzen Wappenrock mit V-förmigen roten Balken darauf trug – das Abzeichen von Sir Ralph Murdac, von Gottes Ungnaden Sheriff von Nottinghamshire, Derbyshire und dem Königlichen Forst. Und plötzlich war ich starr vor Angst.

Der Waffenknecht riss mich an den Haaren empor, und ich stand benommen und zitternd da, während der rotgesichtige Lehrling ihm von der gestohlenen Pastete vorjammerte. Mein Beutel wurde aufgerissen, und die Zuschauer reckten die Hälse, um einen Blick auf das belastende Beweisstück zu werfen, das sanft und köstlich an meiner Seite vor sich hin dampfte. Noch heute läuft mir das Wasser im Munde zusammen, wenn ich mich an diesen himmlischen Duft erinnere.

Dann teilte sich die Menge unter Rempeln und Geschrei, und die Leute wurden von einem Dutzend Soldaten mit Speißen beiseitegedrängt. In die Lücke trat ein Edelmann, ganz in kostbares schwarzes Tuch gekleidet und wie von einem persönlichen, furchteinflößenden Dunstkreis umgeben.

Obwohl ich ihn noch nie gesehen hatte, wusste ich sofort, dass dies Sir Ralph höchstselbst sein musste – der Magnat, der Nottingham Castle für den König verwaltete und die Macht über Leben und Tod aller Menschen in einem großen Teil von Mittelengland besaß. Die Menge verstummte, und ich gaffte ihn entsetzt an, während er ruhig meinen dünnen Leib von oben bis unten abschätzte und mein schmutziges blondes Haar, das matschbespritzte Gesicht und die abgerissenen Kleider musterte. Er war ein schlanker Mann, nicht groß, aber gutaussehend; der geschmeidig wirkende Leib war elegant in einen schwarzseidenen Surcot und ebensolche Beinlinge gehüllt, der pechschwarze Umhang mit einer goldenen Fibel am Hals geschlossen. In seiner Rechten hielt er eine Reitpeitsche, eine lederbezogene schwarze Rute von einem Schritt Länge, oben daumendick, an der Spitze nur noch so dünn wie ein Schuhband. An seiner linken Seite hing ein Schwert mit silbernem Griff in einer schwarzen Lederscheide.

Sein Gesicht war glatt rasiert, mit fein geschnittenen Zügen, umrahmt von glänzend schwarzem Haar, das säuberlich in Topfform gelegt worden war. Ich erschnupperte einen Hauch seines Parfüms: Lavendel und ein wenig Moschus. Die hellsten blauen Augen, die ich je gesehen

hatte, kalt und irgendwie nicht ganz menschlich, glitzerten frostig unter dunklen Augenbrauen. Während er mich so betrachtete, schürzte er die roten Lippen. Und plötzlich wich meine Angst wie eine Welle, die sich vom Strand zurückzieht ... und ich erkannte, dass ich ihn verabscheute, dass mich kalter, steinharter Hass erfüllte: Ich hasste, was er und seinesgleichen mir und meiner Familie angetan hatten. Ich hasste seinen Reichtum, ich hasste seine kostbaren Gewänder, sein gutes Aussehen, seine parfümierte Makellosigkeit und die Arroganz, die ihm angeboren war. Ich hasste seine Macht über mich, die Anmaßung der Überlegenheit, seine tatsächliche Überlegenheit. Ich legte all diesen Hass in meinen starren Blick. Und ich glaube, er muss meine Feindseligkeit erkannt haben. Einen Moment lang begegneten sich unsere Blicke, und dann wandte er sich ab, das makellos kantige Kinn leicht gereckt.

In diesem Augenblick musste ich niesen, so laut und plötzlich, dass alle um mich herum erschrakten. Sir Ralph machte vor Schreck einen Satz und starrte mich dann fassungslos an. Ich spürte, wie Rotz und Blut sich in meiner misshandelten Nase mischten und mir über den Mundwinkel bis zum Kinn hinabbrannten. Ich widerstand dem Drang, danach zu lecken. Murdac schwieg und blickte verächtlich auf mich herab. Dann sagte er sehr leise: »Schafft diesen ... Abschaum ... in die Burg.« Er sprach Englisch, aber mit einem lispelnden Hauch von französischem Akzent. Und dann, ganz beiläufig, direkt zu mir: »Morgen, du widerlicher Bauernjunge, werden wir dir diese diebische Hand abhacken.«

Ich nieste nochmals, und ein dicker Klumpen blutigen Schleims zerplatze auf seinem makellosen schwarzen Umhang. Er blickte entsetzt an sich herab auf den rotgelben Schlamassel, und dann zog er mir, blitzschnell wie eine Natter, die Reitgerte übers Gesicht. Der Schlag brachte mich auf die Knie, Blut begann aus einem tiefen Schnitt auf meiner Wange zu quillen. Halb blind vor Wut und Schmerz schaute ich auf zu Sir Ralph Murdac. Einen Moment lang starrte er zurück, der Blick aus blauen Augen seltsam leer, dann ließ er die Reitgerte in den Schlamm fallen, als sei sie mit der Pest behaftet, wandte sich elegant ab, rückte seinen Umhang bequemer zurecht und schritt durch den umstehenden Pöbel, der sich vor ihm teilte wie das Rote Meer vor

Moses.

Als der Waffenknecht, der mich am Handgelenk gepackt hielt, mich fortzerren wollte, hörte ich eine Frau rufen: »Aber das ist Alan, der Sohn der Witwe Dale. Habt Erbarmen, er ist doch nur ein vaterloser Junge!« Und der Soldat blieb stehen und drehte sich zu ihr um, wobei er meinen Arm nur in einer Faust festhielt. In diesem Augenblick nahm ich all meinen Hass und meine Wut zusammen, verdrehte das Handgelenk in seinem Griff, riss mich los, duckte mich zwischen den Beinen des Nächststehenden hindurch und nahm Reißaus. Hinter mir erhob sich wüstes Geschrei: Die Soldaten schubsten und beschimpften die Leute, die ihnen im Weg waren. Ich schlug Haken nach links und rechts, schlüpfte durch die dichte Menschenmenge, schob mich grob an stämmigen Bauern vorbei und wich Hausfrauen und ihren Körben aus. Ich hinterließ einen Wirbelwind der Verwirrung, und die meisten Marktbesucher nahmen mir die grobe Remperei recht übel. Karren flogen um, Tonwaren fielen klirrend zu Boden, der behelfsmäßig errichtete Pferch einer Herde Schafe wurde umgerissen, und die Tiere trugen blökend ihren Teil zum allgemeinen Tumult bei. Ich rannte eine Seitengasse entlang, platzte in eine Schmiede und schoss auf der anderen Seite wieder hinaus, eine schmale Straße hinauf, zwischen zwei prächtigen Stadthäusern hindurch und wandte mich nach links in die nächste Straße, bis der Lärm hinter mir verhallte. Im Eingang einer Kirche an der Stadtmauer blieb ich stehen, um Atem zu schöpfen. Anscheinend war mir niemand gefolgt. Dann kämpfte ich mit meinem hämmernden Herzen und ging weiter, so gelassen ich eben konnte, verbarg mein geschundenes Gesicht unter meiner Kapuze und der erhobenen Hand, als ich zum Stadttor hinaus an einer dösenden Wache vorbeimusste, und spazierte auf der gewundenen Straße weiter, die in den dichten Wald führte. Sobald ich außer Sicht war, rannte ich wieder. Ich lief wie der Wind, obwohl mir der Kopf dröhnte und ein grässliches Gefühl in meinem Bauch rumorte. Ich rannte aus voller Kraft, bis unser Dorf hinter einer Biegung auftauchte. Als ich innehielt, um Atem zu schöpfen, merkte ich, dass ich das rechte Handgelenk fest umklammert hielt. Ich hatte meinen Arm noch, Gott sei's gelobt, ich hatte noch meine schöne Hand und all meine flinken Finger. Und die Pastete war auch

noch da.

Während ich auf dem Heuboden lag und mein zerschundenes Gesicht betastete, ließ ich mir den Tag noch einmal durch den Kopf gehen. Ich hatte auf dem Weg von Nottingham hierher keine Verfolger bemerkt, aber diese Frau auf dem Markt hatte mich erkannt, also würde es nicht mehr lange dauern, bis die Männer des Sheriffs zu Hause nach mir suchten – vermutlich schon am nächsten Morgen. Deshalb brachte meine Mutter mich in jener Nacht zu Robin.

Im Ort war es schon dunkel, bis auf einen Kreis aus Fackeln um die alte Kirche am nördlichen Rand. Unsere Kirche war nicht prachtvoll – sie war nicht viel größer als die Häuser im Dorf, aber aus dicken Steinen erbaut, mit einem Strohdach. Wir hatten keinen Priester, weil das Dorf zu arm und zu klein war, um ein Auskommen zu bieten – es war kaum mehr als ein Weiler, um ehrlich zu sein. Aber an den hohen Festtagen wie Ostern, Michaeli und Weihnachten kam ein Geistlicher aus Nottingham, um die Beichte abzunehmen und die heilige Kommunion zu reichen. Und so sicher, wie der Mensch geboren wird, um zu sterben, kam nach der Ernte ein Mann des Bischofs, um den Zehnten von uns einzutreiben.

Da die Kirche das größte und solideste Gebäude im Dorf war, benutzten wir sie auch für Versammlungen, und in den jüngsten unruhigen Zeiten, während des Thronfolgekriegs zwischen Stephen und Maude, hatte sie die Dorfbewohner vor marodierenden Kriegerbanden geschützt, die mordeten und plünderten, wie es ihnen gefiel. In jenen finsternen Tagen, so hieß es, habe ein kluger Mann sein Gold vergraben, seine Kleidung schlicht und seine Töchter im Haus gehalten.

Seit König Henry II. auf dem Thron saß, hatte in England über dreißig Jahre lang so etwas wie Frieden geherrscht. Mit marodierenden Banden mussten wir uns nun nicht mehr auseinandersetzen, dafür hatten wir vor Sir Ralph Murdacs Leuten zu kriechen. Und diese konnten ebenso raublustig sein, zumal der König derzeit außer Landes in Frankreich war, wo er gegen seinen eigenen Sohn Richard, den Herzog von Aquitanien, und Philipp II., den König von Frankreich, kämpfte. Henry hatte Ranulf

de Glanville dazu bestimmt, als Justiziar zu regieren, und manch ein Dorfbewohner murmelte in seinen Bart, England habe keine gute Führung mehr. Es hieß, Ranulf liebe das Gold und sei bereit, jeden – sogar den Teufel selbst – zum Sheriff zu ernennen, wenn derjenige dafür bezahlen konnte und ihn weiterhin reichlich für die Gewährung dieses Amtes belohnte. Er war selbst einst Sheriff gewesen und wusste ganz genau, wie viel Silber man aus einer Grafschaft herauspressen konnte. Und so wurde gepresst bis zum letzten Blutstropfen. Sir Ralph Murdac, der sein Amt von Glanville erhalten hatte, trieb jedenfalls für den Herrn Justiziar und für sich selbst sehr gutes Geld ein.

An jenem Frühlingsabend hatte sich eine Schar Dorfbewohner vor der Kirche versammelt, und immer ein paar auf einmal gingen hinein, wenn andere herauskamen. Meine Mutter drängte sich durch und zerrte mich hinter sich her. Als wir uns dem großen Kirchenportal näherten, sah ich, dass es von einem Riesen bewacht wurde. Er sprach kein Wort, sondern streckte nur eine gewaltige Hand aus, die Handfläche uns zugewandt. Und wir blieben stehen, als wären wir gegen eine unsichtbare Mauer geprallt.

Der Wächter war ein wahrer Hüne von einem Mann, mit blondem Haar, einem Langstock in einer mächtigen Faust und einem langen Dolch, beinahe schon ein Schwert, am Gürtel. Er blickte auf uns herab, nickte und sagte mit einem halben Lächeln: »Mistress Emma, was führt Euch hierher? Weshalb wünscht Ihr ihn zu sprechen?«

Meine Mutter antwortete: »Es geht um meinen Sohn, Alan.« Unnötigerweise deutete sie auf mich. »Sie kommen ihn holen, John.«

Der Riese nickte erneut. »Wartet da drüben«, grollte er und wies auf eine Gruppe von etwa zwanzig Leuten – Männer, Frauen und ein paar Kinder –, die ein wenig abseits standen.

Wir stellten uns zu den anderen, und meine Mutter spuckte auf ihr Tuch und rieb mir damit das Gesicht, um mich zumindest ein wenig von Schmutz und Blut zu säubern. Ich lebte damals wie ein kleiner Wilder – kam nur selten nach Hause, es sei denn, ich hatte ein paar Münzen oder ein bisschen Essen für meine Mutter aufgetrieben. Meine Schlafplätze suchte ich mir in den dunklen Ecken Nottinghams oder in Heuschobern und Scheunen. Seit mein Vater Henry vor vier Jahren gestorben war,

als Dieb von Murdacs Soldaten gehenkt, machte ich mir selten die Mühe, mich zu waschen, und um ehrlich zu sein, starrte ich vor Dreck. Mein Vater war ein seltsamer Mann gewesen, gebildet und musikalisch, lebensweise und höflich und seltsam penibel, was saubere Nägel und Haare betraf. Aber als ich neun Jahre alt war, henkten sie ihn wie einen gewöhnlichen Dieb.

Die Soldaten waren kurz vor Morgengrauen in unsere Hütte gestürmt, hatten meinen Vater gepackt, ihn von der großen Strohmattze gezerrt, auf der die ganze Familie schlief, und ihn hinaus auf die Straße geschafft. Ohne weitere Umstände banden sie ihm die Hände auf den Rücken und hängten ihn an der großen, ausladenden Eiche mitten im Dorf auf, neben der Taverne, als abschreckendes Beispiel für uns andere. Es dauerte lange Minuten, bis er starb, und er besudelte sich – Pisse tropfte von seinen nackten Fersen, während er im Zwielflicht zuckend an dem Seil hin und her schwang. Mein Vater versuchte in seinem Todeskampf, Augenkontakt zu mir zu halten, aber, Gott verzeih mir, ich wandte mich von seinem grausig geschwollenen Gesicht und den hervorquellenden Augen ab und barg den Kopf in den Händen. Der Herr möge seiner Seele gnädig sein. Und meiner.

Als die Soldaten weg waren, schnitten wir ihn los und begruben ihn, und ich glaube, seit diesem Tag habe ich meine Mutter nie wieder glücklich gesehen. Sie erzählte mir viele Geschichten über ihn, wohl um die Erinnerung an ihn in ihren Kindern lebendig zu halten. Er war in der Welt herumgereist, erzählte meine Mutter, und hatte Bildung erworben. Eine Zeitlang sei er ein französischer Geistlicher gewesen, ein Sänger in der großen Kathedrale von Notre-Dame, die in Paris gebaut wurde. Vor seinem Tod hatte mein armer Vater sich bemüht, mir das Lesen und Schreiben beizubringen, auf Englisch, Französisch und Latein. Er hatte mich oft geschlagen, wenn auch nicht besonders hart, damit ich mir endlich merkte, wie man verschiedene Wörter schrieb, doch nach unzähligen Stunden interessierte ich mich noch immer mehr dafür, frei draußen herumzulaufen, als über einer Schiefertafel zu schuften. Obgleich sein Gesicht nach so vielen Jahren verschwimmt, werde ich seine Musik niemals vergessen, und seinen Gesang, der das Haus mit Freude erfüllte. Ich erinnere mich daran, wie wir, die ganze Familie,



abends oft am Feuer gesungen hatten und wie glücklich Mutter und Vater zusammen gewesen waren.

Während meine Mutter mit ihrem spuckefeuchten Tuch mein schmutziges Gesicht bearbeitete, bemerkte ich, dass wieder einmal Tränen über ihr Gesicht liefen. Ich war der Letzte, der von ihrer kleinen Familie geblieben war: Mein Vater tot, und auch meine kleinen Schwestern Aelfifu und Coelwyn waren vor zwei Sommern kurz nacheinander gestorben, nach einer qualvollen Krankheit, bei der sie Blut gespuckt und sich ständig mit einer schwarzen, stinkenden Flüssigkeit besudelt hatten. Und nun sollte ich, ihr einziges überlebendes Kind, morgen dem Arm des Gesetzes ausgeliefert werden. Man würde mir eine Hand abhacken oder schlimmer noch: Man würde mich hängen wie meinen Vater – weil ich ein Dieb war.

Allerdings muss ich gestehen, dass ich in diesem Moment, Seite an Seite mit meiner weinenden Mutter vor dem Kirchenportal, weder Angst vor den Leuten des Sheriffs noch Trauer wegen meines Vaters und meiner Schwestern empfand, sondern vor allem eines: Aufregung. Robert, der Herr der Wälder, war hier. Robin Hood – dieser große, schreckliche Mann, den die normannischen Herren ebenso fürchteten wie die englischen Dorfbewohner. Der Mann, der die Reichen überfiel, ihnen ihr Gold stahl und ihre Diener tötete, wenn sie sein Reich durchquerten. Der wahre Herrscher über den gewaltigen königlichen Forst von Nottingham, der nach viel älteren Gesetzen regierte als irgendein Sir Ralph Murdac. Und in Kürze würde ich vor ihm stehen.

Als ich zum Kirchenportal aufblickte, bemerkte ich etwas Seltsames. Ein dunkler Klumpen war über dem Türsturz angebracht. Im flackernden Licht der Fackeln konnte ich nur mit Mühe erkennen, was es war. Dort hing der abgeschlagene Kopf eines jungen Wolfes; seine Augen waren noch offen und glitzerten wild im Fackelschein. Ein gewaltiger Nagel war durch seine Stirn getrieben und hielt ihn an dem Holzbalken fest. Zu beiden Seiten des Kopfes und auf die Türpfosten hatte man schwarzes Blut geschmiert. Ich wurde von einer beinahe unerträglichen Erregung erfasst, einer Art Euphorie, die durch meine Lunge hinauf in meinen Kopf schwirrte. Er hatte es gewagt, die Kirche mit dem Leib eines Tieres zu entweihen und sie für eine Nacht selbst in

Besitz zu nehmen. Er wagte es, seine unsterbliche Seele aufs Spiel zu setzen, mit einem heidnischen Symbol auf der heiligen Schwelle unserer Mutter Kirche. Dies war ein wahrhaft furchtloser Mann.

Es kam mir so vor, als hätten wir Stunden gewartet, bis der Riese uns endlich heranwinkte und das Portal aufstieß. Meine Aufregung war inzwischen wie ein Fieber, und obwohl die Beule an meinem Kopf schmerzhaft pochte, hielt ich mich so gerade wie möglich, als wir eintraten.

Dutzende dicker gelber Kerzen brannten, und nach der Dunkelheit draußen war es blendend hell in der Kirche, die zur Hälfte gefüllt war mit Dorfbewohnern und ein paar grimmig wirkenden, unter den Kapuzen ihrer Gugeln halb verborgenen Fremden, von denen manche auf Bänken an den Wänden saßen. Ein Schreiber, ein Mann von etwa dreißig Jahren, saß an einem kleinen Tisch ein wenig abseits und kritzelte auf einem Pergament herum. Ein mächtiger hölzerner Stuhl war direkt vor den Altar gestellt worden.

Auf diesem Stuhl saß ein ganz gewöhnlich aussehender junger Mann, vermutlich knapp über zwanzig, schlank, mit unauffälligem braunem Haar, bekleidet mit einem schlecht gefärbten, vielfach geflickten grünen Kittel und Beinlingen und lose in einen grauen Umhang gehüllt. Seine Kleider waren nicht anders als die jedes beliebigen Mannes aus unserem Dorf – vielleicht sogar noch trister. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Wo war der berühmte Gesetzlose? Der Herr der Wälder? Er trug kein Schwert, kein Gold, keine Ringe, hatte überhaupt nichts, was auf seinen Status und seine Macht hinwies; allerdings standen hinter ihm zwei große verhüllte Männer, jeder mit einem Langschwert und einem mannshohen Langbogen bewaffnet. Ich war zutiefst unbeeindruckt. Das war kein adeliger Herr; er sah aus wie ein Bauer, genau wie ich. Ein Bild von Sir Ralph Murdac stand mir plötzlich vor Augen: seine feinen Seidengewänder, sein Lavendelduft, seine Ausstrahlung selbstverständlicher Überlegenheit. Und dann betrachtete ich erneut den gewöhnlichen Mann, der vor mir auf dem Stuhl saß.

Er hatte sich leicht nach vorn gelehnt, mit geschlossenen Augen, einen Ellbogen auf die Armlehne gestützt und das Kinn auf die Hand; die Finger schmiegt sich an seine Wange, während er einem kleinen,

sehr rundlichen Mann mit rötlich braunem Haar in einer groben Mönchskutte lauschte, der ihm leise und ernst ins Ohr flüsterte. Der Mönch richtete sich auf und kam zu uns. Robin lehnte sich zurück, seufzte und öffnete die Augen. Er sah mich direkt an, und ich bemerkte, dass seine Augen so grau waren wie sein Umhang und im Kerzenschein beinahe silbrig schimmerten. Dann schloss er die Augen wieder und versank offenbar in seinen Gedanken.

»Mein Name ist Tuck«, sagte der Mönch mit einem melodiösen Akzent, den ich für walisisch hielt. »Wie kann ich Euch behilflich sein?«

Meine Mutter streckte dem Mönch die Hand hin – darin lag ein einziges Hühnerei. »Mein Sohn«, stieß sie hastig hervor. »Die Männer des Sheriffs werden ihn holen, und sie werden ihm die Hand abhacken oder ihn aufhängen, da bin ich sicher. Nehmt ihn mit Euch, Bruder. Nehmt ihn unter den Schutz des Herrn der Wälder, behütet ihn. Ich bitte um Zuflucht, Bruder. Um der Liebe Gottes willen, gewährt ihm Zuflucht in den Wäldern.«

Ich sah dem walisischen Mönch in die Augen; sie waren sanft, hellbraun wie Haselnüsse, traurig und gütig. Er nahm das Ei, ließ es in einem offenen Beutel an seinem Gürtel verschwinden und machte sich nicht die Mühe, die Schnalle zu schließen.

»Warum wollen sie dich holen?«, fragte er und sah mich an.

Meine Mutter stammelte: »Das war ein Missverständnis, ein Irrtum; er ist ein guter Junge, manchmal ungehorsam, ja, aber ...«

Bruder Tuck beachtete sie nicht. Er fragte mich erneut: »Warum wollen sie dich holen, Junge?«

Ich sah ihm offen ins Gesicht. »Ich habe eine Pastete gestohlen, Herr«, sagte ich, so ruhig ich konnte, obgleich mein Herz so schnell pochte wie eine Mohrentrommel.

»Weißt du, dass stehlen eine Sünde ist?«, fragte er.

»Ja, Herr.«

»Und dennoch hast du gestohlen – warum?«

»Ich hatte Hunger, und – und ... das tue ich eben, stehlen. Das kann ich am besten. Besser als jeder andere.«

Tuck schnaubte belustigt. »Besser als jeder andere, so? Das möchte ich sehr bezweifeln. Du wurdest immerhin erwischt, oder nicht? Wie

auch immer, du musst Buße tun. Alle Sünden müssen gesühnt werden.«

»Ja, Herr.«

Tuck nahm mich beim Arm, gar nicht grob, und führte mich vor Robins Stuhl. Der Herr der Wälder schlug die Augen auf und sah mich wieder an. Augenblicklich vergaß ich seine triste Erscheinung, seine schäbigen, groben Bauernkleider. Seine Augen waren außergewöhnlich hell: Es war, als starrte man den Mond an, oder vielmehr zwei silbrige Monde. Der Rest der Welt löste sich auf, die Zeit stand still, und es gab nur mich und Robin in einem dunklen All, einzig erhellt von seinen Augen. Er schien mich mit diesem Blick in sich aufzunehmen, mich zu erkunden, meine Sünden und meine Stärken zu erkennen und zu verstehen.

Als er sprach, klang seine Stimme melodisch, leicht, aber stark. »Man sagt mir, du hättest deinen Arm für eine Pastete aufs Spiel gesetzt?«

Ich nickte. Er sagte: »Und du wünschst mir zu dienen? Du wünschst, dass ich dich unter meinen Schutz stelle?« Ich schwieg und neigte nur ganz leicht den Kopf.

»Warum?«

Seine Frage verblüffte mich: Er musste doch wissen, dass ich vom Gesetz verfolgt wurde, dass ich Zuflucht brauchte, und doch hatte ich das Gefühl, er wolle eine weniger offensichtliche Antwort. Ich blickte in seine silbrigen Augen und beschloss, ihm die Wahrheit zu sagen, wie eben bei Tuck. »Ich bin ein Dieb, Herr«, sagte ich, »und ich möchte gern dem größten aller Diebe dienen, um mein Handwerk besser zu erlernen.«

In der ganzen Kirche schnappten Menschen hörbar nach Luft. Verspätet fiel mir auf, dass Robin sich womöglich nicht als gewöhnlichen Verbrecher betrachtete. Einer der unter Kapuzen verborgenen Männer hinter Robin zog das Schwert, hielt jedoch auf halber Länge inne, als Robin besänftigend die Hand hob.

»Du schmeichelst mir«, entgegnete der Herr der Wälder. Seine Stimme war kalt geworden, und diese außergewöhnlichen Augen leuchteten nun wie nackter Stahl. »Aber so habe ich die Frage nicht gemeint. Ich wollte nicht wissen, weshalb du mir zu dienen wünschst. Ich meinte damit: Weshalb sollte ich dich aufnehmen? Weshalb sollte ich

mir einen weiteren Esser aufbürden?«

Mir fiel kein guter Grund ein. Also ließ ich den Kopf hängen und sagte nichts. Er fuhr fort mit einer Stimme so kalt wie das Grab: »Kannst du kämpfen wie ein Ritter und in harten Stahl gehüllt hoch zu Ross meinen Feinden den Tod bringen?«

Ich schwieg still.

»Kannst du einen Kriegsbogen auf volle Spannung bringen und mit einem Pfeil einen Mann aus zweihundert Schritt Entfernung töten?«

Er wusste, dass ich das nicht konnte; kaum ein erwachsener Mann war dazu in der Lage, und ich war damals noch ein schmaler Junge.

»Was hast du mir also zu bieten, kleiner Dieb?« Seine Stimme troff vor Hohn.

Ich reckte das Kinn, starrte ihn an und spürte zornige Flecken auf meinen Wangen brennen. »Ich kann Euch mein Geschick als Beutelschneider geben, meine Bereitschaft, für Euch zu kämpfen, so gut ich es vermag, und meine Treue bis in den Tod.« Das sagte ich viel zu laut für den beengten Raum einer so kleinen Kirche.

»Treue bis in den Tod?«, wiederholte Robin. »Das ist wahrhaftig eine seltene Kostbarkeit.« Seine Stimme kam mir nicht mehr so verächtlich vor. Er betrachtete mich ein paar Herzsschläge lang. »Das war eine gute Antwort, Dieb. Wie lautet dein Name?«

»Ich bin Alan Dale, Herr«, sagte ich.

Er sah mich überrascht an. »Heißt dein Vater Henry?«, fragte er. »Ist er Sänger?« Ich nickte. Ich brachte es nicht über mich, Robin zu sagen, dass mein Vater tot war. Er schwieg eine Weile und musterte mich mit diesen silbernen Augen. Dann sagte er: »Er ist ein guter Mann. Du siehst ihm ähnlich.« Plötzlich lächelte er – so überraschend wie ein Trompetenstoß –, und weiße Zähne schimmerten im Halbdunkel der Kirche. Die Kälte glitt von ihm ab wie ein Umhang, und er war wie verwandelt. Ich merkte, dass er mich nehmen würde, und mein Herz hüpfte vor Freude.

»Und übrigens, junger Alan, bin ich kein Dieb«, sagte Robin immer noch lächelnd. »Ich nehme mir nur, was mir von Rechts wegen zusteht.« Leises Lachen lief durch die Kirche.

Tuck berührte mich sacht am Ellbogen und führte mich von dem

großen Stuhl fort. »Sag deiner Mutter Lebewohl, Junge, denn nun gehörst du zu uns.«

Als wir zu meiner Mutter zurückkehrten, fühlten sich meine Beine schwach und zittrig an, und ich taumelte auf dem Weg zum Portal gegen meinen Begleiter, der mich schnell wieder auffing. Dann küsste und umarmte ich meine Mutter, murmelte ein Lebewohl und sah ihr nach, wie sie hinaus in die Dunkelheit ging und für immer aus meinem Leben verschwand.

Als sich das Portal hinter ihr schloss, sagte Tuck: »Nicht übel, kleiner Dieb. Aber ich hätte das Ei gern zurück, und zwar sofort, wenn ich bitten darf.« Er hielt mir die offene Hand hin und lächelte dabei.

Ich wartete an der Seite der Kirche neben dem Schreiber und seinem Tisch voller Pergamente. Am anderen Ende des Tisches häuften sich die Gaben der hiesigen Bauern, Tribut an Robin: mehrere Käseräder, Brotlaibe, ein Korb voll Eier, zwei Fässer Bier, eine Honigwabe in einer Holzschale, zwei Hühner, an den Beinen zusammengebunden, diverse Säcke mit Obst und sogar ein Beutel kleiner Silbermünzen. Ein Zicklein war an das Tischbein gebunden und versuchte immer wieder, an einem Stück Pergament zu knabbern – woraufhin der Schreiber ihm jedes Mal einen Klaps auf die Nase gab, ohne den Kopf zu heben. Er war ein dünner Mann, fast kahlköpfig, und seine langen Finger waren voller Tintenflecken. Plötzlich blickte er von seiner Arbeit auf.

»Ich bin Hugh Odo«, sagte er. »Roberts Bruder. Setz dich und sei still, ich kümmere mich um dich, sobald ich dazu komme.«

Ich blickte nach rechts und bemerkte eine menschliche Gestalt auf dem Boden in einer Ecke und einen großen, in eine Kapuze gehüllten Mann mit Langschwert und Kriegsbogen, der daneben Wache stand. Der Mann am Boden war an Händen und Füßen gefesselt. Nun sah ich, dass er vor Angst zitterte. Er stöhnte kaum hörbar hinter einem lumpigen Knebel. Sein wilder, starrer Blick begegnete dem meinen, und ich wandte mich ab, denn sein nacktes Grauen ängstigte mich und machte mich verlegen.

Den Rest des Abends verbrachte ich wartend auf meiner Bank an der Seite der Kirche, während ein steter Strom von Dorfbewohnern

hereinkam, um sich von Robin Recht sprechen zu lassen und bei Hugh ihren Tribut zu entrichten. Es war eine düstere, nächtliche Version des Gerichtstags, den unser Lehnsmann zu halten pflegte, bevor er starb. Die Schweineherde einer Frau hatte das Feld eines Nachbarn verwüstet; sie musste dem Nachbarn zum Ausgleich vier Ferkel geben, und Robin eines für sein Gericht. Sie erklärte sich sofort einverstanden. Der Mann, der die Frau seines besten Freundes verführt hatte, musste diesen mit einer Milchkuh entschädigen und einen frischen Laib Käse an Robin entrichten. Wieder gab es keinerlei Einwand.

Während er die ganze Nacht lang in solchen Bagatellen Recht sprach, wuchs der Berg an Waren stetig an. Manche Leute, die so arm waren wie meine Mutter, bezahlten nur mit ein, zwei Eiern; ein Mann, der versehentlich einen anderen bei einer Tavernenschlägerei getötet hatte, führte ein Bullenkalb zu Hughs Tisch und band es neben dem Zicklein an. Ich beugte immer wieder den Beutel mit Silbermünzen; er lag ganz in meiner Nähe auf dem Tisch. Hugh der Schreiber war mit seinem Pergament beschäftigt, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn mir zu schnappen. Doch aus einem bestimmten Gefühl heraus ließ ich meinen Arm, wo er war. Schließlich war der letzte Bittsteller gegangen, und Robin erhob sich von seinem Stuhl, trat an den Tisch und blickte von dort auf den Gefesselten in der Ecke.

»Bringt ihn nach draußen. Tut es dort, vor allen Leuten«, sagte er zu dem tief verhüllten Gefolgsmann, und seine Stimme klang kalt und ausdruckslos. Dann wandte er sich ab, um mit Hugh zu sprechen, der ihm die Listen zeigte. Zwei Männer zertraten den Gefesselten auf die Füße; erst verhielt er sich ruhig, doch dann begann er sich zu wehren, er wand sich, warf sich herum wie ein Besessener, denn nun war ihm klar, dass er seinem Schicksal entgegenging. Einer der Bewaffneten, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, rammte ihm die Faust in den Magen, der Mann fiel japsend zu Boden und wurde nach draußen geschleift.

Tuck nahm mich beim Arm und führte mich durch das Portal und um die Ecke der Kirche. Vor meinen Augen zwangen die beiden Bewaffneten den armen Gefangenen auf die Knie. Er schluchzte und erstickte fast an dem Lumpen, den man ihm in den Mund gestopft und mit einem langen Lederriemen festgezurret hatte.

»Du musst dir das ansehen«, sagte Tuck. »Das ist deine Buße.« Eine kleine Menge von Zuschauern hatte sich bereits versammelt. Die Augen des Mannes waren weit aufgerissen vor Grauen und rollten wild herum. John der Riese trat zu ihm. Er zog ihm den nassen Lumpen aus dem Mund und schob ihm eine dünne Eisenstange quer hinein, so dass sie auf der Zunge lag und hinter den letzten Zähnen klemmte. Einer der Bewaffneten schnallte die Stange fest, mit demselben Lederriemen, der zuvor den Knebel gehalten hatte. Das Opfer stöhnte erstickt und wand sich mit geschlossenen Augen, und durch die Eisenstange war sein Mund grotesk verzerrt. Es sah beinahe so aus, als lachte er. Die beiden Männer hinter ihm packten seinen Kopf und hielten ihn mit Hilfe der Eisenstange ruhig. John zog eine eiserne Zange aus seinem Beutel und griff damit die Zungenspitze des Mannes. In der anderen Hand hielt er plötzlich eine kurze, rasiermesserscharfe Klinge.

Ich wusste, was nun kommen musste, und Übelkeit brannte in meinem Magen. In meiner Vorstellung lag mein eigener rechter Arm auf einem Holzblock im Hof der Burg von Nottingham, und ein Mann mit einer Kapuze über dem Kopf holte mit der Axt aus, und ... Ich wandte den Kopf von dem Opfer vor mir ab und würgte Galle herunter ... Dann spürte ich, wie zwei starke Hände mich am Kiefer packten und meinen Kopf wieder zu dem Mann am Boden herumzwangen. Das Opfer schlug die Augen auf und starrte mich einen Moment lang an. Er sah grotesk aus, wie ein steinerner Dämon an einer Kirchenmauer: ein riesiger aufgerissener Mund, die Zunge von der Eisenzange weit herausgezogen.

»Dies ist deine Buße«, wiederholte Tuck leise, hielt mein Gesicht zwischen starken Händen und zwang mich so, zuzuschauen. »Sieh, wie Robin mit jenen verfährt, die ihn an den Sheriff verraten. Sieh hin und lass dir das eine Warnung sein!«

Und John der Riese zog die Klinge mit einem einzigen Schnitt durch die dicke Wurzel der Zunge und wich rasch zur Seite aus, als eine Blutfontäne aus dem Mund des Mannes spritzte. Der Mann kreischte, ein blubberndes Heulen purer Qual, und kippte zu Boden, sobald die beiden Wächter ihn losließen. Er war immer noch straff gefesselt und brüllte vor Schmerz, und Blut schoss aus der leeren Höhle seines weit



aufgerissenen Mundes.

Ich riss mich aus Tucks Griff und taumelte schwindelig vor Abscheu und Entsetzen zur Kirchenmauer, wo ich würgte und spuckte und die Reste der Rinderpastete, die mir das alles eingebrockt hatte, wieder von mir gab. Nach einer Weile, als nichts mehr in meinem Magen war, lehnte ich die Stirn an die kühle Mauer und sog gierig die kalte Nachtluft ein.

Als mein Kopf wieder klarer war, wurde mir zum ersten Mal vollständig bewusst, was für einen Schwur ich da geleistet hatte, als ich Robin meine Treue bis in den Tod versprach. Ich war nun an ein Ungeheuer gebunden, an einen Teufel, der Menschen verstümmelte, nur weil sie mit den Männern des Sheriffs gesprochen hatten. Ich wusste plötzlich, dass ich meine normale Welt verlassen hatte.

Ich war zu einem Gesetzlosen geworden.

## Kapitel 2

Nun, da ich nach fast sechzig Wintern auf diesen Tag zurückblicke, kann ich kaum glauben, wie verweichlicht ich damals war. Ich sollte während meiner Zeit mit Robin noch viel schlimmeren Bestrafungen beiwohnen. Ich habe es nie genossen, andere leiden zu sehen, wie so mancher aus unserer Schar. Doch ich lernte mit der Zeit, meine Schwäche zu verbergen, wie es einem Gesetzlosen anstand oder überhaupt einem Mann. In jener Frühlingsnacht jedoch war ich noch sehr jung, gerade dreizehn Sommer alt. Ich wusste noch kaum etwas über die Welt und ihre Grausamkeit, ich wusste eigentlich gar nichts; aber ich stand kurz davor, eine Menge zu lernen.

Während ich mit dem Kopf an der Kirchenmauer dastand und auf die Reste der Rinderpastete hinabstarrte, spürte ich Betriebsamkeit hinter mir; plötzlich kam Bewegung in die Leute. Männer sammelten den Tribut ein und luden alles auf Ochsenkarren, Pferde wurden herbeigebracht, die gesetzlosen Soldaten scheuchten die neugierigen Dorfbewohner nach Hause, und Robin war da, schon zu Pferde, und erteilte Anweisungen. Ein Mann riss den blutigen Wolfskopf vom Türsturz der Kirche und warf ihn ins Gebüsch. Die Kerzen wurden gelöscht, das Kirchenportal verschlossen, und scheinbar binnen Minuten waren wir zum Aufbruch bereit. Es gab kein Pferd für mich – und ich war ohnehin ein schlechter Reiter –, aber Bruder Tuck stapfte neben mir einher, auf einen dicken Stab gestützt, und wir schlossen uns dem dahinkriechenden Zug aus Karren, Berittenen und Tieren an, der sich in die Wälder hineinschlangelte.

Der Morgen dämmerte, als wir nach Nordwesten schwenkten, fort vom Dorf und über Nebenwege, bis wir die große Straße erreichten, die sich in nördlicher Richtung durch den Sherwood Forest zog. Dieser riesige Wald in der Grafschaft Nottingham war königliches Jagdrevier, das sich nördlich unseres Dorfes hundert Meilen weit erstreckte. Das Waldgebiet war riesig, an manchen Stellen fünfzig Meilen breit, und darin fanden sich viele Dörfer und Weiler, Felder und Weiden; doch der Großteil des Gebiets war Waldland, in dem Dachse zu Hause waren, Kaninchen, Wölfe und Wildschweine und natürlich das Rotwild des

Königs. König Henrys Wild zu jagen war ein Kapitalverbrechen, das mit dem Tod durch den Strang bestraft wurde, falls man einen Wilderer auf frischer Tat ertappte. Schon wenn man nur mit einem Jagdhund im Forst angetroffen wurde, konnte man dafür gebrandmarkt oder verstümmelt werden. Und dem Hund wurden zwei Zehen von jeder Vorderpfote abgehackt, damit er nie wieder schnell laufen konnte. Nicht, dass das Robins Gefolgsleute vom Wildern abgehalten hätte, wie ich sehr bald feststellte. Falls sie in Gefangenschaft gerieten, waren sie ohnehin so gut wie tot. Aber sie schienen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, die Waldgesetze zu missachten, die königlichen Forstmänner niederzumetzeln und so viel Wild zu essen, wie sie nur wollten. Das gehörte beinahe zur Identität dieser Bande. »Wir waren Robins Männer; wir haben des Königs Rotwild gegessen und über das Gesetz gelacht«, sagte mir Jahre später ein ergrauter Gesetzloser schlicht, aber voller Stolz.

Während ich an jenem Morgen in der grellen Frühlingssonne dem Tross folgte, zwischen hohen Erlen und sanften Buchen und den dicken Stämmen uralter Eichen hindurch, von den fedrigen Fingern üppig grüner Farne an den Beinen gekitzelt, wich allmählich das Grauen der vergangenen Nacht von mir. Tuck, der neben mir einherlief und sich auf seinen Stab stützte, wurde redselig. Zunächst sprach er über nichts Bestimmtes, er redete nur vor sich hin, während wir durch den friedlichen Wald marschierten.

»Ich bin heißen Männern begegnet«, sagte er. »Männern, die binnen weniger Augenblicke zornig werden konnten; manche sagen, diese hätten zu viel gelbe Galle im Körper, zu viel vom Element des Feuers. Das sind zur Gewalt neigende, wütende Männer, die dich in ihrem Ungestüm erschlagen würden. Unser König Henry ist so einer. Ein unmäßiger Mensch. Er wird so von Zorn überwältigt, dass er sich auf dem Boden windet, weißt du? Er beißt dann buchstäblich in die Binsen vor Wut. Kaut darauf herum. Binsenbeißer nennen ihn seine Diener hinter seinem Rücken, wenn sie glauben, sich ungestraft über ihren Herrn lustig machen zu können.«

Ich starrte ihn an. Der König? Wer würde es wagen, den König zu kritisieren? Tuck fuhr fort: »Und ich bin kalten Männern begegnet,

sogenannten Phlegmatikern, in deren Adern zu viel Wasser fließt. Ein solcher Mann würde sich ins Gesicht schlagen lassen von einem, der seine Frau verführt hat. Er würde kein Wort sagen, aber dann seine Frau vierteilen lassen und dem Verführer eines ihrer Beine schicken, verschnürt mit ihren Strumpfbändern. O ja, und beim Abendessen würde er lächeln und den Kelch auf seines Feindes Wohl erheben.

Beide sind natürlich gefährlich, aber am schlimmsten sind jene Männer, die kalt erscheinen, im Inneren aber heiß sind. Sie besitzen die Macht rasender Wut, aber auch die eisige Selbstbeherrschung eines gelassenen Mannes. Dieser kaltheiße Mann, dieser phlegmatisch-cholerische Mann ist derjenige, den du fürchten musst.«

»Und Lord Robert«, fragte ich schüchtern. »Ist er so ein kalt-heißer Mann?«

Tuck warf mir einen Seitenblick zu. »Gut gemacht, mein Junge. Du begreifst schnell, wie ich sehe. Ja, Robin ist ein solcher Mann. Er ist kalt-heiß. Und wenn er sehr zornig ist, ist er am kältesten. Und dann steh Gott seinen Feinden bei, wer immer sie sein mögen, denn Robin wird kein Erbarmen mit ihnen haben.«

»Ist er ein guter Mensch?«, fragte ich. Fast ein halbes Jahrhundert später lässt mich der Gedanke an diese Frage noch immer erröten.

Der Mönch aber lachte nur. »Ob er ein guter Mensch ist?«, wiederholte er. »Ja, ich denke, das ist er. Er ist natürlich ein Sünder, wie wir alle. Aber auch ein guter Mensch. Wenn du mich jetzt fragen würdest, ob er ein gottesfürchtiger Mensch ist, so müsste ich nein sagen. Er hat seine eigene seltsame Vorstellung von Gott, aber er schätzt die Mutter Kirche gar nicht, nein, überhaupt nicht. Ganz im Gegenteil. Er verhöhnt sie. Und findet Gefallen daran, ihre Diener zu berauben und zu quälen.« Tuck bekreuzigte sich. »Ich bete darum, dass der Herr Jesus ihm eines Tages die Augen für die Wahrheit öffnen wird.«

Brav bekreuzigte ich mich ebenfalls, doch in Wahrheit fühlte ich berausende, schockierte Aufregung. Wie kühn, Gottes Stellvertreter auf Erden zu verhöhnen; wie gering schätzte er doch seine unsterbliche Seele, wie verachtete er die Hölle selbst. Es war wie der Wolfskopf über dem Kirchenportal – schwindelerregend.

»Ich erzähle dir eine Geschichte«, fuhr Tuck fort. »Vor ein paar

Monaten haben Robin, Hugh und eine Handvoll Männer dem Bischof von Hereford aufgelauret, als der mit einem beachtlichen Gefolge den Sherwood Forest durchquerte. Nach einem kurzen und blutigen Kampf mussten sich der Bischof und seine Leute geschlagen geben. Robin nahm ihnen dreihundert Pfund in Silberpennys ab und befahl dann dem Bischof, für seine Getreuen die heilige Messe zu lesen. Ich bin damals gerade im Norden meinen Pflichten nachgegangen, und die Männer hatten eine Weile auf den segenspendenden Gottesdienst verzichten müssen.

Der Bischof, ein dummer, arroganter Mann, weigerte sich, die heilige Messe dort in der Wildnis zu lesen, noch dazu auf Befehl von Gesetzlosen. Also ordnete Robin an, alle Priester und Mönche, die das Pech hatten, den Bischof an jenem Tag zu begleiten, einen nach dem anderen abzuschlachten. Die Wachen und Dienstmägde, die wir gefangen genommen hatten, rührte er nicht an, aber er ließ sämtliche Kirchenmänner nacheinander töten, während der Bischof dabei zusah und für ihre Seelen betete. Als alle tot waren und die Leichen einen stinkenden, blutbesudelten Haufen bildeten, zogen sie den Bischof bis auf die Unterwäsche aus und hielten ihm ein Schwert an die Kehle, und erst da erklärte er sich bereit, den Gesetzlosen die Messe zu lesen – schlotternd in seiner Unterhose, im finsternen, wilden Wald. Dann schickte Robin den Bischof seines Weges; beinahe nackt und allein taumelte er zu Fuß zwanzig Meilen weit bis nach Nottingham. Robins Männer fanden das natürlich großartig, allein schon der allgemeinen Belustigung wegen. Und manche glaubten ihre unsterblichen Seelen nach der Messe auch ein wenig sicherer.«

»Dennoch dient Ihr ihm?«, fragte ich. »Ihr, ein Mönch, dient einem Mann, der sich über die Mutter Kirche lustig macht und Priester ermordet ...«

»Nun ja, genau genommen diene ich ihm nicht. Ich diene Gott allein. Aber ich bin sein Freund, und so helfe ich ihm manchmal. Ja, ich helfe ihm und seinen Mannen, Gott möge mir verzeihen, denn alle Menschen brauchen die Liebe Jesu, sogar gottlose Geächtete. Und ich sehe die Wildnis hier um Sherwood als mein Kirchspiel an. Diese Männer sind, wenn du so willst, meine Gemeinde, meine Herde. Vergiss nicht, mein

Junge, wir alle sind Sünder, manche mehr, manche weniger. Robin ist kein schlechter Mensch, wenngleich er viele schlechte Dinge getan hat, kein Zweifel. Aber ich glaube fest daran, dass er eines Tages das Licht Unseres Herrn Jesus Christus sehen wird. Dessen bin ich mir so sicher wie der göttlichen Erlösung.«

Er verfiel in Schweigen. Während wir weiterliefen, dachte ich über heiße und kalte Männer nach, und über kalt-heiße Mörder. Über gute Menschen. Und schlechte Menschen. Und Sünder. Und die Hölle.

Der Vormittag schritt voran, und in der Sonne wurde es heiß. Ich wollte Tuck so vieles fragen. Aber er hatte begonnen, im Gehen leise einen Psalm vor sich hin zu singen, und ich wagte es nicht, seine Andacht zu stören. Also liefen wir eine oder zwei Stunden lang in geselligem Schweigen nebeneinander her, hielten uns an unserem Platz in dem gewaltigen, langsamen Zug und sparten unseren Atem.

Ein Reiter auf einem edlen Ross, aber in schäbiges, grob gesponnenes Tuch gekleidet, überholte uns und erreichte Hugh, der ein paar Schritte vor uns auf einer grauen Stute einherritt. Der Reiter hatte seine Kapuze so tief ins Gesicht gezogen, dass man ihn nicht erkennen konnte, wenn man nicht unmittelbar vor ihm stand. Selbst in der strahlenden Frühlingssonne gelang es ihm, schattenhaft und finster zu wirken, als hätte er sich in die Nacht selbst eingehüllt. Er zügelte sein Pferd neben Hughs, beugte sich zur Seite und flüsterte dem Schreiber etwas ins Ohr. Robins Bruder nickte, stellte eine Frage und erhielt Antwort. Er reichte dem Schattenmann eine kleine Lederbörse, sagte etwas Unhörbares zu ihm, trieb dann sein Pferd an und galoppierte an der Schlange entlang bis ganz nach vorn zu Robin. Der tief verhüllte Mann wendete und trabte den Weg zurück, den wir gekommen waren, in Richtung Nottingham. Tuck beachtete ihn gar nicht. Er marschierte in diesem stetigen, ausgreifenden Schritt weiter, der die Meilen nur so fraß, wobei er seinen Stab kaum benutzte. Plötzlich erschreckte mich der laute Klang einer Trompete vom Kopf der Kolonne her. Ich fuhr zusammen und blickte mich nach einem Grund für diesen Alarm um, doch alles schien ganz ruhig zu sein. Die lange Schlange kam zum Halten. Die Leute unterhielten sich ganz unbekümmert. Die Schützen stützten sich auf ihre Bogenstäbe. Die fröhliche Sonne blickte fast senkrecht auf uns herab: